

Tagungsberichte

Gabriele Huber

Zur 5. Kunsthistorikerinnen-Tagung in Hamburg (18.-21. Juli 1991)

Einen Bericht über eine Kunsthistorikerinnen-Tagung zu schreiben ist keine leichte Sache, zumal von jemandem, der zwar bei der ersten Tagung in Marburg 1982 unter den Zuhörerinnen war, spätere Tagungen aber nicht mehr aus eigener „Anschauung“ kennt, sondern erst wieder in Hamburg teilnehmen konnte. Notgedrungen werden die Beobachtungen also subjektiv ausfallen, der Sache bestimmt nicht „gerecht“ werden und auch nicht den aktuellen Stand der feministischen Wissenschaft (in Deutschland) diskutieren.

Erfreulicherweise war die Tagung international: Beiträge aus Paris/Tel-Aviv, England, den USA und der ehemaligen UdSSR verhinderten eine Verengung auf Nationales. Aby Warburg und Gertrud Bing, denen die Tagung gewidmet war und die beide Traditionen verschiedener Kulturen „verkörperten“, hätte man damit sicher auch keinen Gefallen erwiesen.

Ziel der Veranstaltung war ein doppeltes, wie im Vorwort zum Reader angegeben: zum einen Theorie- und Methodendiskussion, in Auseinandersetzung mit Warburgs Forschungen; zum anderen der nicht immer einfachen Kommunikation zwischen Künstlerinnen und Wissenschaftlerinnen „neuen Schwung“ zu geben. Warburg, im Spannungsfeld zwischen „Künstler“ und „Feminist“, so sah es die FAZ in einer charakteristischen Verschiebung des Subjektes.

Hamburg, die Stadt, die „den antiken Göttern (und nicht nur ihnen) vor aller Augen ein so miserables Asyl“ bot, wie Warburg 1909 Klage führt, als Tagungsort zu wäh-

len, hatte somit gute Gründe, zumal dort zwei Jahre früher ein Warburgkongreß stattgefunden hatte (und etwa Margaret Iversen in beiden Veranstaltungen ihre Forschungen vortragen konnte).

Die immensen Vorarbeiten zu der außerordentlich gut besuchten Tagung (von ca. 800-1000 Frauen und einigen wenigen Vertretern des anderen Geschlechts) trug eine Hamburger Vorbereitungsgruppe, die sich aus „studierenden und promovierenden Frauen ohne festes Einkommen und institutionelle Verankerung“ zusammensetzte; nur durch ihr Engagement, Organisationsgeschick und eine zweijährige „Doppelbelastung“ konnte die Tagung überhaupt stattfinden. Der Reader stellte in knapper Zusammenfassung die meisten Beiträge, die Referentinnen und Hamburg vor und ermöglichte eine erste Orientierung bei der nicht immer leichten Wahl der Sektionen. Leider überschritten sich viele, was wohl ab einer bestimmten Anzahl nicht zu vermeiden ist, bedauert habe ich doch, zwischen „feministischen Lesarten von Aby Warburg“ und der an Lacan anschließenden Diskussion zur „Entgrenzung gängiger Methoden in Wissenschaft und Kunst“ wählen zu müssen (bzw. als Referentin keine Möglichkeit der Wahl gehabt zu haben). Wenn auch grundsätzlich die Konzentrierung auf die beiden Themenschwerpunkte zu begrüßen war, so ist es sicher nicht nur mir nicht gelungen, an beiden gleichermaßen teilzunehmen, wie aus dem Folgenden ersichtlich.

An Heftigkeit hat die Diskussion, allgemein gesehen, nicht abgenommen, wenn ich mich recht an die Marburger Tagung vor 10 Jahren zurückerinnere, die jedoch bedeutend kleiner war; die Beiträge von Renate Berger zur Zerstückelung weiblicher Körper in der Kunst der zwanziger Jahre in Deutschland und ihre Auswirkung auf die „Inszenierung“ von Sexualverbrechen in der Realität und Sigrid Schades aus ihrer Dissertation entwickelte Thesen zu Hans Baldung Grien und dessen Verhältnis zum weiblichen Körper lösten seinerzeit leidenschaftliche Diskussionen aus. Auch über ein anderes Thema, nämlich das der Möglichkeit akademischer/feministischer Wissenschaft überhaupt, wurde schon damals heftig gestritten. Vielleicht entstellt die Erinnerung die Wirklichkeit, doch mir scheint das in Hamburg leider häufiger geübte Verfahren, über Referentinnen, die noch wenig oder gar keine Erfahrung hatten (oft noch Studentinnen in mittleren Semestern), recht erbarmungslos „herzufallen“, weniger verbreitet gewesen zu sein. Ein Grund hierfür mag darin liegen, daß sich damals gruppeninterne Hierarchien noch nicht hatten bilden können. Für das in der Besprechung in den „Kritischen Berichten“ (Heft 4/1991) zu Recht konstatierte „Konkurrenzdenken“ und die „Profilierungssucht“ gab es schlicht und einfach keinen Anlaß, da feministische Lehrstühle und Forschungsprojekte kaum Aussicht auf staatliche Unterstützung hatten. Doch soll das natürlich kein Grund zur Klage sein, sondern Anlaß, sich Rechenschaft zu geben über eine veränderte historische Situation, vielleicht eine Krise, die nur dann lähmend wird, wenn es nicht gelingt, drohende Verkrustungen und die Etablierung „grauer Eminenzen“ zu verhindern.

Feministischer Wissenschaft einen festen Platz zwischen Akademisierung und literarischem Text zu definieren ist auch in Hamburg nicht gelungen, doch gab es ganz unterschiedliche Ansätze. So versuchten etwa von Seiten der Literaturwissenschaft Marianne Schuller in ihrem Abendvortrag „Bilder – Schrift – Gedächtnis“ und Friederike

Janshen anhand von Warburgs Text zum Schlangenritual Fachgrenzen zu überschreiten. Friederike Janshens Text kreiste teilweise qualvoll um Warburgs Text (oder vielleicht den eigenen?) mit dem Ziel, dekonstruktivistisch dessen „Bilder lesen“ zu können (so ihr Vortragstitel). Meines Erachtens zurecht wurde ihr vom Publikum vorgehalten, dies reiche nicht über eine interessante Editions-geschichte hinaus, während Schullers Bemühen um eine „literarische“ Form mir jedenfalls eher die Grenzen von Wissenschaft als deren Entgrenzung vor Augen stellte. Überzeugender dagegen war das Experiment von Olesia Tourkina. Sie stellte zwei russische Künstlerinnen vor, Valentina Markova und Bella Matveeva; ihr Beitrag hat in den Besprechungen bisher kaum Erwähnung gefunden, vielleicht weil sie versuchte, auf höchst befremdliche, doch überzeugende Weise Schrift und Bild zusammenzubringen, indem sie poetische Texte vorlas, Bilder dazu projizierte, die in gar keinem Zusammenhang dazu zu stehen schienen, und so radikal und unpräventiös, gewissermaßen nebenbei, Grundpositionen selbst feministischen Zugangs (was immer das im einzelnen sein mag) zur Kunst in Frage stellte. Auf diese Weise problematisierte sie das Verhältnis Text und Bild. Die akademische Kunstwissenschaft erschien einem so für einen Moment lang als Benjamins Kuh: „Sie macht muh, ich sitz' im Hörsaal und höre zu.“

Eine heftige und kontroverse Diskussion (beileibe nicht die einzige) löste dagegen merkwürdigerweise Carola Muysers Vortrag über Marilyn Monroe aus, bei der frau/man u.a. den Zusammenhang mit Warburg vermißte. Muysers hatte vorgeführt, wie sich die Monroe in Photographien Botticellis Venus als Bildformular zur Selbstinszenierung bediente und gefragt, inwieweit Warburgs These, bestimmte Bildformulare seien seit der Antike als Pathosformeln „Ausdruck starker Gefühlsäußerungen“, Träger kollektiver Energie auch für die von Massenmedien und Bilderflut geprägte Kultur unseres Jahrhunderts fruchtbar gemacht werden kann. Ihrer Meinung nach fungierte MM nicht als interessengesteuertes Objekt, sozusagen nur als Bild, sondern gestaltete ihr Image aktiv mit. Das Publikum, offenbar sensibilisiert, reagierte jedenfalls stark auf das Paar Aby Warburg und Marilyn Monroe und die involvierten (erotischen?) Energien.

Überhaupt, die Diskussionen. Manchmal sahen sich die Referentinnen kritischen Positionen gegenüber, die sich gegenseitig ausschlossen. Viele Frauen zeigten sich im Gespräch recht frustriert. Konstatiert wurde eine gewisse Orientierungslosigkeit, die im Vergleich zu den fester umrissenen Zielen, die frau früher hatte, irritierte. Ratlosigkeit schien zu herrschen gegenüber einer jüngeren Generation von Kunsthistorikerinnen, die vielleicht gar nicht mehr leicht als „feministisch“ verstanden werden können. Ist der Feminismus nicht zuletzt durch staatliche Unterstützung in eine Identitätskrise geraten oder – solche Stimmen waren hier und da zu hören – gar tot? Hat auch „er“ im Zerfall der großen Ideologien seine historische Rolle ausgespielt?

Sollte diese Situation nicht eher eine Chance sein, statt eines einzigen „monolithischen“ Feminismus (wann hätte es den je gegeben) eine Vielzahl von Ansätzen, seien sie auch widersprüchlich, zuzulassen, aufzunehmen, ja mitzuschaffen? In der Podiumsdiskussion am Ende der Tagung meinte Irit Rogoff in einem statement, daß über bestimmte Dinge schreiben und reden nicht nur reflektieren, sondern auch produzie-

ren heißt. Sie und Ann Stieglitz hatten in der Sektion „Weiblichkeit als Folie und strukturierendes Element für Erinnerung an Gewalt und Faschismus“ anregende Überlegungen vorgebracht. Ann Stieglitz (Remembering War: Gendering Representations of Pain) befaßte sich mit der Ausstellung des Isenheimer Altares in der Alten Pinakothek in München am Ende des Ersten Weltkrieges, vor der Rückführung ins nun französische Elsaß: Grünewalds Gekreuzigter, unter dem ein Heer von Klagenden und Verwundeten vorbeidefilte, war nicht nur Identifikationsfigur für den männlichen Betrachter, sondern für das geschlagene Deutschland, den Territorialverlust in seinem verwundeten Körper symbolisierend. Gerade in der aktuellen historischen Situation könnte eine feministische Analyse der gesellschaftlichen Symbolbildung bei der Aneignung nationaler künstlerischen Tradition weiterführen. Irit Rogoff setzte sich in „Displaying Fascism – The Pornography of Representation“ mit neuen Museumskonzepten in Osnabrück und Berlin bei der Präsentation des deutschen Faschismus auseinander. Rogoff beschrieb, wie dem Bild des heroischen, aggressiven (männlichen) Nationalsozialismus neuerdings im Rahmen der Erforschung der Alltagskultur und im Gefolge feministischer Ansätze, die die in der „Geschichtsschreibung meist übergangene Geschichte der Frauen“ bearbeiten, ein neues Konzept entgegengesetzt wird; dies schildert den Alltag des Dritten Reiches in Form „mobilisierter junger Frauen, idealisierter Mütter, Frauen, die in einer Ruinenwelt das Überleben zu gewährleisten suchen bis hin zur Trümmerfrau“ nach Kriegsende. Im Museum, der Produktionsstätte gesellschaftlicher Identität, wird im Bild der Frau (und der zivilen Opfer) ein neues (weibliches) Konzept des Dritten Reiches entwickelt, das nicht unproblematisch ist.

Auf einer anderen Ebene befaßten sich mit diesem Thema auch die von Rosi Huhn vorgestellten sensiblen, fast stillen Bilder von Bracha Lichtenberg-Ettinger, deren Vortrag über Lacan und ihr Matrix-Konzept ich leider nicht hören konnte. Die Zusammenarbeit von Künstlerin und Kunsthistorikerin war in diesem Fall besonders vielversprechend, zugleich von hoher theoretischer Dichte. Jedenfalls erweisen sich Veranstaltungen wie der Kunsthistorikerinnen-Tag mit seinen Beiträgen und Diskussionen analog zu den Prozessen im Museum als Produktionsstätten gesellschaftlicher Wirklichkeit, indem sie das, was „Wirklichkeit“ ist und wird, nicht nur reflektieren, sondern auch mitgestalten. Aus Kreisen amerikanischer Feministinnen stammt die Idee, statt von „Seminar“ künftig von „Ovular“ zu sprechen.

In Angela Carters Roman „Die infernalischen Traummaschinen des Doktor Hoffmann“ wird Doktor Drosselmeier, ein hochdotierter Physiker, wahnsinnig, als er sich „versehentlich einer Überdosis Realität ausgesetzt hatte, die seine Vernunft zerstörte“ und niemandem gelingt es mehr, Reales von Fiktivem sauberlich zu scheiden, auch nicht der (faschistischen) „Definitionspolizei“, die im Dienste des „Ministers“ arbeitet und deren „Methode“ darin besteht, verdächtige „Objekte“ zu verbrennen: Werden sie zu Asche, dann waren sie echt.